

Ein Leben für die Kunst

Kurt Sanderling ist ein Musiker von Weltruf, einer der größten Dirigenten unserer Zeit. Fast 20 Jahre lang hat er die Leningrader Philharmoniker geleitet, danach war er 17 Jahre Chef des Berliner Sinfonie-Orchesters. Neben Günter Wand gilt er als letzter direkter Nachfahre der deutschen romantischen Schule. Von Frank Schlatermund

Ein Leben ohne Musik kann er sich nicht vorstellen. Am Pult stehen und dirigieren, die Werke von Mozart und Beethoven, von Sibelius und Haydn, von Rachmaninow, Brahms und Schostakowitsch zum Klingen bringen – für den Dirigenten Kurt Sanderling gibt es nichts Schöneres. Trotz seines hohen Alters greift er noch regelmäßig zum Taktstock, zeigt keine Spur von Schwäche. Wenn der 88-Jährige musiziert, sprüht er vor Energie.

Musik ist ihm in erster Linie Gemeinschaftserlebnis. Im Konzert möchte Kurt Sanderling Emotionen wachrufen, aber auch den Verstand bewegen. „Es ist ein wunderbares Gefühl für mich, wenn die Zuhörer Freude empfinden“, sagt er. „Wenn sie nicht ein Minimum an Vergnügen verspüren, ist entweder das Programm falsch, oder das Orchester spielt schlecht.“ Da er im Aufnahmestudio den Kontakt zum Publikum vermisst, haben Schallplatte und CD nie zu seinen Leidenschaften gezählt. Er höre seine Aufnahmen auch nur ungern an, gesteht er. Oft sei er enttäuscht, weil er viele Kleinigkeiten bemerke, die anders geworden seien, als er es sich vorgestellt habe.

Die tief stehende Sonne taucht Kurt Sanderlings Wohnzimmer in seinem Haus in Berlin-Pankow in ein diffuses Licht. Der Flügel am Fenster ist mit Noten bepackt, im Zimmer verteilt lehnen an den Wänden drei Instrumente von Ehefrau Barbara, Professorin für Kontrabass an der Berliner Hochschule für Musik „Hanns Eisler“. Zuweilen schaut Lennie schnüffelnd vorbei, die kleine Promenadenmischung. „Lennie ist ein Geschenk meines Sohnes Michael“, erzählt Sanderling mit liebevollem Blick auf den braun-weiß gescheckten Hund, „damit ich mich regelmäßig an der frischen Luft bewege – als Ausgleich, weil ich nicht mehr so viel dirigiere.“

Seit vergangenem Herbst arbeitet der Dirigent nur noch in Berlin. Die Zeiten, in denen er um die Welt gereist ist, sind vorbei. Das Reisen ist ihm zu beschwerlich geworden. Ein Jetset-Dasein hat er ohnehin nie geführt, weder während seiner Zeit bei den Leningrader Philharmonikern noch später, als er das Berliner Sinfonie-Orchester geleitet hat. „Als ich nach Deutschland zurückkam, habe ich ein junges und unerfahrenes Orchester übernommen. Es wäre nicht

genug gewesen, wenn ich meine 12 oder 15 Programme im Jahr gemacht hätte und die übrige Zeit in der Welt herumgereist wäre. Ich bin bei meinen Musikern gewesen, sie haben mich gebraucht.“

Dirigierunterricht hat der geborene Ostpreuße nie gehabt. Er hält auch nichts davon. Das Takt schlagen, sagt er, könne sich jeder in wenigen Stunden aneignen, dazu brauche er kein Studium. Die beste Schule sei noch immer die Praxis, nicht die Theorie. Und Sanderling ist überzeugt davon, dass nirgends mehr über Musik zu erfahren ist als bei Proben: „Ich entdecke bei meiner Arbeit mit Orchestern immer wieder Neues.“ Auf die Frage, ob er für Musiker ein unbequemer Dirigent sei, huscht ihm ein Lächeln über das Gesicht. „Ich glaube nicht“, antwortet er, „ich nehme nur nicht klaglos hin, was mir ein Orchester bietet.“ Vor allem arbeitet er am Klang. Technische Probleme, erklärt er, erledigten sich oft von selbst, wenn klangliche gelöst seien. Der bildhafte Klang eines Musikstückes müsse in den Proben erarbeitet werden. „Auch Hässliches im Ausdruck verlangt ‚Schönklang‘.“

Kurt Sanderling stammt nicht aus einer Musikerfamilie. Dennoch erkennen die Eltern früh das Talent ihres Sprösslings, der bereits als Dreijähriger fasziniert ist von den durch das heimatische Arys ziehenden Militärkapellen. Noch heute, erzählt er, hat er eine Schwäche für preußische Märsche. Als er vier Jahre alt ist, erhält er den ersten Klavierunterricht, sitzt stundenlang am Instrument. Weil es in Arys kein Gymnasium gibt, kommt er mit neun Jahren auf ein Internat in Thüringen. Er reißt aus, und die Eltern schicken ihn nach Königsberg, anschließend, 1926, auf ein Gymnasium in Berlin.

Ein Glück für den damals 14-Jährigen, denn der Musiklehrer der Schule nimmt sich seiner an. Sanderling entwickelt sich zum gefragten Kammermusikvirtuosen, lässt sich zudem „die wunderbare musikalische Berliner Luft“ um die Nase wehen. Und lernt dabei fürs Leben: „Ich habe damals vieles gesehen und gehört, was mir später zugute kam.“ Erich Kleiber, Wilhelm Furtwängler, Bruno Walter, Leo Blech und Alexander von Zemlinsky werden zu seinen Vorbildern. Allen voran Otto Klemperer. Damals, berichtet Sanderling, habe er geglaubt, sich zwischen Furtwängler und Klemperer entscheiden zu müssen. Heute liebe er beide, ohne den einen am anderen zu messen. „Die Bedeutung von Furtwängler habe ich erst verstanden, als er nicht mehr aufgetreten ist.“

Nach dem Abitur gibt es für den 19-Jährigen nur einen Berufswunsch: Dirigent. Seine Laufbahn beginnt 1931 als Korrepetitor an der Städtischen Oper in Berlin-Charlottenburg, der heutigen Deutschen Oper. Eine große Chance, wie er sagt, denn „als ein Nichts“ zu jener Zeit in Berlin eine Stelle zu bekommen, habe an ein Wunder gegrenzt. Das Schicksal meint es gut

mit ihm. Bis zum Beginn der Naziherrschaft 1933. Kurt Sanderling, der Jude ist, verliert aus „rassischen Gründen“ seine Arbeit am Opernhaus. Danach ist er als Korrepetitor für den „Jüdischen Kulturbund“ tätig, und 1935, nachdem seine gesamte Familie ausgebürgert worden ist und die deutsche Staatsangehörigkeit verloren hat, kehrt er aus einem Urlaub in den Dolomiten nicht mehr nach Hause zurück.

Sanderling ist verzweifelt. „Vom Dirigieren war nicht mehr die Rede, es ging ums Überleben.“ Artur Bodanzky von der Metropolitan Opera in New York möchte ihn zwar als Assistenten haben, aber ihm bleibt das Einreisevisum in die USA versagt. Dann, ein Jahr später – Sanderling hält sich inzwischen in der Tschechoslowakei auf –, der Lichtblick: Einem in Moskau lebenden Onkel ist es möglich, dem Neffen ein Visum für die Sowjetunion zu verschaffen. Anfang Februar 1936 trifft Kurt Sanderling im winterlichen Moskau ein. Sein neues Leben beginnt.

In der Sowjetunion, sagt er, sei er einer ganz anderen Form von Diktatur begegnet als in Deutschland. Im ersten Jahr habe er dort nur Positives erfahren. Die negativen Seiten hätten sich erst später entwickelt, sie seien ihm aber auch erst nach und nach bewusst geworden. „Als ich in dieses Land kam, gab es dort zum Beispiel noch keinen Antisemitismus, zumindest nicht öffentlich. Ich fühlte zum ersten Mal, dass es kein Makel war, Jude zu sein. Auf den ersten Blick sah es für mich so aus, als entstünde hier eine Gesellschaft mit neuen ethischen Fundamenten. Ich müsste lügen, wollte ich behaupten, ich hätte mich die ersten Jahre unwohl gefühlt.“

Zunächst arbeitet Sanderling als Assistent von Georges Sébastian – ein ehemaliger Kapellmeister der Städtischen Oper in Berlin – beim Moskauer Rundfunk, wo sich für ihn 1937 mit Mozarts „Entführung aus dem Serail“ ein Traum erfüllt: sein Debüt als Dirigent. Um nicht ausgewiesen zu werden, nimmt er 1939 die sowjetische Staatsangehörigkeit an und wird noch im selben Jahr Chefdirigent der Philharmoniker in Charkow, der zweitgrößten Stadt der Ukraine. Und zwei Jahre später leitet er gemeinsam mit Jewgeni Mrawinski die berühmten Leningrader Philharmoniker – Kurt Sanderling hat es geschafft.

Er hat es niemals bereut, in die Sowjetunion und nicht in die USA gegangen zu sein. „Ich kam als ein Nichts und ging als Inhaber einer der schönsten Stellungen, die es im dortigen Musikleben gegeben hat“, sagt er. „In der Sowjetunion konnte man etwas werden, in Amerika musste man etwas sein.“ Und bei allem, was er persönlich an Negativem in seiner zweiten Heimat erfahren hat, ist er niemals ein Gefühl großer Dankbarkeit gegenüber dem Land losgeworden, das ihn 1936 aufgenommen und vor Ausschwitz bewahrt hatte.

In der Sowjetunion betrat Sanderling musikalisches Neuland. Die Spielpläne und Programme der dortigen Theater und Orchester sahen anders aus, als er es gewöhnt war. Stand er bislang der mitteleuropäischen klassisch-romantischen Welt nahe, sah er sich nun mit der russischen konfrontiert. Er kannte zwar die vierte, fünfte und sechste Sinfonie von Tschaikowsky und dessen Opern „Eugen Onegin“ und „Pique Dame“, ihm waren Rimskij-Korsakows „Capriccio espagnol“ sowie Mussorgskijs „Bilder einer Ausstellung“ ein Begriff – doch von Tanejew, Arenskij, Balakirew, Borodin und Glasunow hörte er zum ersten Mal.

Für die Begegnung mit der russischen Musik, erzählt er, sei er immer sehr dankbar gewesen. Sie habe seinen Zugang zur westlichen Musik bereichert. Er stamme aus einer Zeit, in der es als modern galt, sich vom Schwulst abzuwenden, nicht zu viel Gefühl zu zeigen – was dazu geführt habe, dass kaum ein Dirigent zur Kenntnis nahm, was hinter den Noten steht. „Bei den Russen war das genau umgekehrt. Für die war vor allem die Fülle des überströmenden Gefühls wichtig. Und deshalb war das Erarbeiten des russischen Repertoires für mich in gewisser Hinsicht befreiend für meinen Umgang mit der westlichen Musik.“

Sanderlings große Liebe gilt den Werken Dimitri Schostakowitschs, mit dem ihn bis zu dessen Tod 1975 eine enge Freundschaft verband. 1943, bei der Uraufführung von Schostakowitschs siebter Sinfonie in Nowosibirsk, lernten sie sich kennen. „Dass mir dieser Mann seine Freundschaft und sein Vertrauen geschenkt hat, gehört zu den größten Schätzen, die ich in meinem Leben anhäufen durfte.“ Gesprochen hat Sanderling mit Schostakowitsch über dessen Werke nicht. Mit niemandem wollte sich der Komponist darüber austauschen. Allerdings erinnert Sanderling sich daran, dass Schostakowitsch für verschiedene Interpretationen seiner Werke immer offen gewesen ist. Er, Sanderling, habe sie immer viel lyrischer gespielt, als es damals üblich gewesen sei, und er sei davon überzeugt, dass es dem Komponisten gefallen habe. „Was die Tempi und den Ausdruck angeht, ist Schostakowitsch sehr freizügig gewesen. Es durfte aber niemand etwas an der Instrumentation verändern, das wäre eine Sünde gewesen.“

In der Musik keines Komponisten hat sich Politik so widergespiegelt wie in der von Dimitri Schostakowitsch. Mehr als einmal ist dieser für seine regimekritische Haltung offiziell getadelt worden. Die fünfte Sinfonie, erklärt Sanderling, ist sein Schlüsselwerk. Hier hat Schostakowitsch erstmals zum Thema gemacht, was damals alle bewegte, über das aber niemand sprechen durfte: das erschreckende Leben unter dem Stalinismus. Bis heute hat der Dirigent im Gedächtnis, wie gespannt die Atmosphäre nach der ersten Aufführung in Moskau 1937 gewesen ist. Bereits nach dem ersten Satz habe jeder im Saal befürchtet, allein für das Zuhören verhaftet zu werden.

„Schostakowitschs Sinfonien unterlagen jedoch keinerlei Programme, sondern mehr ein Lebensgefühl. So wie bei Bruckner auch. Dessen Sinfonien sind zwar unpolitisch – aber sie sind politisch insofern, als sie das Leben bejahen. Und in umgekehrter Weise trifft das auch auf Schostakowitsch zu. Seine Musik drückt die Verzweiflung am Leben aus, die ihn umgab.“ Trotz ihrer guten Beziehung hat Sanderling nicht sämtliche Sinfonien Schostakowitschs dirigiert, auf Schallplatte eingespielt hat er nur die erste und fünfte, die sechste, siebte und achte sowie die zehnte und fünfzehnte. „Ein Dirigent kann nicht alles machen“, sagt er und gesteht, bestimmte Vorlieben zu haben: Ihn reizen mehr die lyrischen, weniger die epischen Werke des Freundes.

Ebenso gibt er bestimmten Werken Gustav Mahlers den Vorzug: Von ihm spielt er nur, was nicht im Triumph endet: „Das Lied von der Erde“ sowie die vierte, neunte und zehnte Sinfonie. „Wenn Mahler am Ende einer Sinfonie siegt, ist das ein gewollter Sieg. Ich erlaube mir nicht, bei einem so großen Komponisten, Künstler und Menschen wie Mahler zu sagen: Das ist schwächer und das ist stärker. Ich persönlich kann es ihm jedoch nicht abnehmen, wenn er siegt. Das kann ich nur, wenn er an der Welt verzweifelt, an ihr zugrunde geht.“

Zeitlebens hat sich Kurt Sanderling mit den Werken von Johannes Brahms auseinandergesetzt, dem er sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr verbunden fühlt. Heute erst glaubt er, ihn ganz erfasst zu haben, geht ihn nicht mehr so spontan an wie in jüngeren Jahren, wählt breitere Tempi. In seiner Jugend, sagt er, habe Brahms als Vertreter des trockenen Formalismus gegolten. Dieses Bild habe sich inzwischen gewandelt. „Wir denken heute viel richtiger und positiver. Brahms ist nicht nur ein düsterer, sondern auch ein lebendiger und dramatischer Komponist. Mitunter kann seine Musik sogar ausgesprochen humorvoll und heiter klingen.“

Als Kurt Sanderling 1960 gefragt wird, ob er nach Berlin zurückkehren möchte, überlegt er nicht lange. Trotz allem, was in Deutschland geschehen ist, betrachtet er es als seine Heimat, ist er immer mit der deutschen Kultur verbunden geblieben. Außerdem hat er, nachdem er 19 Jahre lang die Leningrader Philharmoniker geleitet hat, den Wunsch, noch einmal etwas Neues aufzubauen. Die ihm angetragene Leitung des sechs Jahre zuvor gegründeten Ostberliner Sinfonie-Orchesters sieht er als Chance.

Es war schwer für ihn, das Orchester von einem mittelmäßigen Klangkörper zu einem Spitzenorchester zu formen. Mit dem Mauerbau 1961 fehlten ihm auf einen Schlag zwei Drittel der Musiker. „Die gingen nicht in den Westen, sondern die lebten dort – und fielen von heute auf morgen aus.“ Schnell musste er das Orchester komplettieren, meist mit unerfahrenen, wenn auch begabten jungen Leuten. „Keine leichte, aber eine schöne Aufgabe.“ Die befriedigendste Zeit seines Lebens.

Zusätzlich zu seinem Berliner Sinfonie-Orchester übernahm Sanderling von 1964 bis 1967 die Leitung der weltberühmten Dresdner Staatskapelle. Obgleich bei diesem Orchester seit jeher die Position des Chefdirigenten mit der des Opernchefs verbunden ist, lehnte er die Opernleitung ab und widmete sich ausschließlich den Konzerten. Er komme zwar von der Oper und hege zärtlichste Gefühle für sie, sagt er, doch sein Schicksal habe ihn nun einmal zum Konzertdirigenten bestimmt. Außerdem sei er altmodisch und der Ansicht, ein Opernchef müsse stets präsent sein. Und gerade das konnte Sanderling, den es immer wieder zu seinem Orchester nach Berlin drängte, nicht.

Die Jahre in der Sowjetunion hatten den Künstler dem westlichen Musikbetrieb entrückt. Trotz gelegentlicher Gastdirigate im Ausland, trotz Tourneen blieb ihm eine internationale Karriere zunächst versagt. Ein Konzert mit dem London Philharmonia Orchestra in der britischen Hauptstadt sollte 1972 die Wende bringen. Otto Klemperer, noch immer sein Vorbild, hatte abgesagt, und Sanderling sprang ein. Von nun an standen ihm die großen Konzertsäle der Welt offen. Und als er 1977 als Chef des Berliner Sinfonie-Orchesters zurückgetreten war, nahm er verstärkt Angebote aus Übersee an. Zuvor hatte er sie, aus Pflichtgefühl seinen Musikern gegenüber, meist abgelehnt. Jetzt endlich, mit knapp 70 Jahren, machte Sanderling auch in der westlichen Welt Karriere.

Seine drei Söhne haben es in der Musik ebenfalls weit gebracht. Der 58-jährige Thomas leitet im japanischen Osaka die Philharmonie, Stefan (36) ist Generalmusikdirektor am Staatstheater Mainz. Nur Michael, Jahrgang 1967, hat nicht in die Fußstapfen des Vaters treten wollen und ist stattdessen Cellist geworden. Begeistert über die Berufswahl von Thomas und Stefan war Kurt Sanderling nicht. „Ich halte den Beruf des Dirigenten für einen schweren, wenn nicht sogar unmöglichen Beruf“, sagt er. „Als Dirigent weiß ich am Abend nicht, was ich den ganzen Tag getan habe. Entfernt ein Chirurg einen Tumor, hat er etwas vollbracht – wie ein Schuster, der einen Schuh repariert. Beim Dirigenten verhält es sich anders: Er ist mit seiner Arbeit niemals am Ende.“

Kasten: Biografie

1912 am 19. September im ehemals ostpreußischen Arys geboren

1916 erster Klavierunterricht

- 1922** Besuch des Gymnasiums in Königsberg; geregelter Klavier- und Theorieunterricht
- 1926** Umzug nach Berlin; Besuch eines Berliner Gymnasiums und weiterhin Klavier- und Theorieunterricht
- 1931** Abitur; pianistisch tätig als Begleiter und bei Kammermusik; Korrepetitor an der Städtischen Oper Berlin an der Bismarckstraße (heute Deutsche Oper Berlin)
- 1933** aus rassistischen Gründen Verlust der Korrepetitorenstelle; künstlerisch tätig im „Jüdischen Kulturbund“
- 1936** Emigration in die Sowjetunion; Anstellung am Moskauer Rundfunk als Assistent von Georges Sébastian
- 1937** Debüt als Dirigent am Moskauer Rundfunk mit einer konzertanten Aufführung von Mozarts Oper „Die Entführung aus dem Serail“
- 1939** Chefdirigent der Philharmoniker in Charkow
- 1941** gemeinsam mit Jewgeni Mrawinski Leiter der Leningrader Philharmoniker (bis 1960); während dieser Zeit Gastdirigate bei fast allen renommierten Orchestern der Sowjetunion, zahlreiche Schallplattenaufnahmen und Konzertreisen mit den Leningrader Philharmonikern (Finnland, ČSSR, DDR, Österreich, Schweiz, Japan)
- 1960** Rückkehr nach Deutschland (DDR); Chefdirigent und Künstlerischer Leiter des Berliner Sinfonie-Orchesters
- 1961** Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin
- 1962** Nationalpreis der DDR II. Klasse
- 1964** Chefdirigent der Staatskapelle Dresden (bis 1967)
- 1965** Konzertreise mit der Staatskapelle Dresden zu den Salzburger Festspielen

- 1969** Vaterländischer Verdienstorden in Silber; in den Folgejahren viele Konzertreisen mit dem Berliner Sinfonie-Orchester, unter anderem nach Österreich, Ungarn, Frankreich, Belgien, Bulgarien, Italien und Japan, in die ČSSR, die Sowjetunion und in die Bundesrepublik Deutschland
- 1971** Orden „Banner der Arbeit“ I. Klasse
- 1972** Vaterländischer Verdienstorden in Gold; seit der Übernahme eines Konzertes von Otto Klemperer in London Gastdirigant bei allen namhaften Orchestern Europas, der USA, Australiens, Kanadas und Japans
- 1974** Nationalpreis der DDR I. Klasse
- 1975** Goethe-Preis der Stadt Berlin
- 1977** Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold; seit dem Rücktritt vom Amt des Chefdirigenten des Berliner Sinfonie-Orchesters regelmäßig dessen Gastdirigant und verstärkt Dirigierverpflichtungen rund um den Globus
- 1982** Karl-Marx-Orden
- 1987** 50. Jubiläum als Dirigent